

PREDIGT ZU JOHANNES 20, 11-18

- Wermelskirchen, Ostersonntag 2019 -

„Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen.“

Liebe Gemeinde,

„der Mörder ist immer der Gärtner“, wusste schon Reinhard Mey. Was er offenbar nicht wusste: Manchmal ist der Gärtner auch der Auferstandene. Aber das ist ja auch nicht einfach zu verstehen. Maria von Magdala, Maria Magdalena konnte das auch erst gar nicht begreifen, so – im wahren Sinne des Wortes – unglaublich erschien das, was ihr da am Ostermorgen auf dem Gräberfeld widerfuhr.

Hören wir die Worte des Ostertages aus dem Johannesevangelium, aus dem 20. Kapitel die Verse 11-18:

„Maria aber stand draußen vor dem Grab und weinte. Als sie nun weinte, beugte sie sich in das Grab hinein und sieht zwei Engel in weißen Gewändern sitzen, einen zu Häupten und den andern zu den Füßen, wo der Leichnam Jesu gelegen hatte.

Und die sprachen zu ihr: Frau, was weinst du? Sie spricht zu ihnen: Sie haben meinen Herrn weggenommen, und ich weiß nicht, wo sie ihn hingelegt haben. Und als sie das sagte, wandte sie sich um und sieht Jesus stehen und weiß nicht, dass es Jesus ist.

Spricht Jesus zu ihr: Frau, was weinst du? Wen suchst du? Sie meint, es sei der Gärtner, und spricht zu ihm: Herr, hast du ihn weggetragen, so sage mir: Wo hast du ihn hingelegt? Dann will ich ihn holen.

Spricht Jesus zu ihr: Maria! Da wandte sie sich um und spricht zu ihm auf Hebräisch: Rabbuni!, das heißt: Meister!

Spricht Jesus zu ihr: Rühre mich nicht an! Denn ich bin noch nicht aufgefahren zum Vater. Geh aber hin zu meinen Brüdern und sage ihnen: Ich fahre auf zu meinem Vater und eurem Vater, zu meinem Gott und eurem Gott. Maria Magdalena geht und verkündigt den Jüngern: »Ich habe den Herrn gesehen«, und was er zu ihr gesagt habe.“

Warum, liebe Ostergemeinde, gehen Menschen zu den Gräbern? Was suchen sie dort, wo doch alles vorbei ist und der Tod sein letztes Wort gesprochen hat?

Geht man – wie wir das z.B. immer wieder mit unseren Konfirmanden machen – mal in Ruhe über einen Friedhof und schaut sich ein wenig um, findet man: Auch die Gräber sprechen ihre eigenen Sprache. Was dort in Stein gemeißelt oder in Holz geritzt ist, was dort auf und neben den Gräbern steht oder liegt (oder eben auch nicht!), das sagt viel aus über unseren Umgang mit dem Tod und mit den Toten. Bibelworte oder Gedichtzeilen, Kreuze oder Schiffe oder Wolken, Spielzeug und Erinnerungsstücke, schlichte Felssteine oder kunstvolle Ornamente – unsere Bestattungskultur ist ja recht vielfältig geworden in den letzten Jahren, und all das ist Ausdruck dessen, was wir glauben, was Menschen hoffen, sich wünschen oder zurechtlegen mit Blick auf die verschlossene Tür des Todes, hinter die noch niemand einen Blick werfen konnte.

Mir fiel das noch mal besonders auf bei einem Besuch auf einem Friedhof auf Mallorca vor einiger Zeit. Eigentlich war es gar kein Friedhof; es war eher eine kleine Stadt, durch die man da lief, denn die Toten dort, sie wohnen regelrecht in kleine Häusern und gemauerten Grüften, oft im Kreise eines erheblichen Teils der Familie und mit mehreren Generationen beieinander. Da bekommt das Wort von der letzten Ruhestätte noch einmal eine ganz andere Bedeutung.

Das mag sicher auch etwas zu tun haben mit den hygienischen Bedingungen im warmen Klima und mit spezifisch romanisch-katholischen Traditionen, aber es war doch auffällig: Die Toten haben ihren letzten Ort gefunden, und dort sollen sie sicher und ungestört wohnen, bis sie zur Auferstehung gerufen werden. Wenn man sich diese steinernen Momente allerdings so betrachtet, könnte man auf den Gedanken kommen, dass es gar so eilig vielleicht gar nicht ist mit der Auferstehung. Es wohnt sich offenbar gut, auf so einem steinernen Gräberfeld, und die lebenden Verwandten kommen ab und zu vorbei und schauen nach dem Rechten, so wie man vorher eben ab und zu bei den Großeltern zum Kaffeetrinken vorbeischaute.

Aber ganz egal, wie nun die jeweils spezifische Tradition rund um Grab und Bestattung aussieht: In allen Kulturen finden wir das: Dass der

Mensch nach seinem Ableben nicht einfach im nächsten Waldstück verscharrt wird, sondern dass auch nach seinem Tod noch Respekt und Würde zukommt. Und Erinnerung, natürlich, die Erinnerung der Lebenden: Und weil es gut ist, wenn die Erinnerung nicht im leeren Raum hängt, darum darf sie sich ruhig festmachen an Grabstein oder Urnenfeld, an Baumgrab oder Gruft. Ausdruck der Liebe, der Verbindung, der Beziehung ist das also, wenn wir unsere Toten in Würde und in der Regel individuell bestatten und ihr Grab pflegen, damit nicht mit der Erinnerung schließlich auch der Verstorbene entschwindet, sich verflüchtigt.

So wird es auch bei Maria Magdalena gewesen sein, als sie an diesem Morgen kurz nach dem furchtbaren Kreuzigungstag zum Felsengrab kam. Um sich noch einmal zu verabschieden von dem Lehrer und Meister, der sie fasziniert hatte wie kein anderer Mensch, dem sie gefolgt war, weil er ihr ein neues Leben geschenkt hatte, ein neues Verständnis ihrer selbst. Das konnte doch nicht einfach alles vorbei sein mit seinem Tod! Das durfte doch nicht im Nichts enden! Diese Beziehung konnte doch nicht einfach so zuende gehen! Und so brachte sie vermutlich (so jedenfalls sieht es in den anderen Evangelien aus) noch ein paar Gaben mit, mit denen sie dem Verstorbenen noch einmal Gutes tun wollte: Öle und Salben, um seinen Leichnam einzubalsamieren, ihn mit Salböl zu pflegen, einfach weil es sich so gehört und weil auch die Toten Anspruch auf Respekt und liebevolle Zuwendung haben.

Wie muss es sie kalt durchfahren haben, als sie feststellt, dass der schwere Stein vom Grab entfernt worden war. Voller Panik läuft sie zu Petrus und berichtet ihm, was sie zwingend vermuten muss: Man hat ihn geraubt, weggenommen, den Leichnam, den Herrn! Dann gehen sie noch einmal zusammen zum Grab, Maria, Petrus und ein weiterer Jünger, und überzeugen sich gemeinsam: tatsächlich, es ist leer. Und, merkwürdig, ohne ein weiteres Wort wenden sie sich wieder ab und gehen zurück zu den anderen Jüngern. Jedenfalls die Männer, die Jünger. Es fällt ihnen schlicht nichts ein, was sie angesichts des leeren Grabes noch tun könnten. Maria aber bleibt noch ein Weile – und weint. Allein gelassen mit ihrem Schmerz und ihrer Trauer und jetzt auch noch dieser ganz und gar unerklärlichen Situation lässt sie ihren Tränen freien Lauf. Tränen, in denen sich der Schmerz des Verlustes und die Erinnerung an den mitschen, den sie hier noch einmal sehen wollte, und

sei es auch nur als Toten. Und als wollte sie sich noch ein letztes Mal davon überzeugen, dass du nun wirklich nichts mehr zu machen sein, wirft sie doch noch mal einen Blick ins leere Grab und sieht – jetzt erst! – zwei Gestalten dort sitzen, zwei Engel, wie uns Johannes erklärt. Komisch, dass die beiden Jünger zuvor nichts davon mitbekommen hatten. Vielleicht war für sie der Fall schon abgeschlossen, da gab es nichts mehr zu sehen, es ist halt, wie es ist. Typisch Mann? Ich weiß es nicht, aber auffällig ist es schon, dass nur Maria diesen einen Moment länger verweilt und – ja, wie soll man sagen, ihrer Hoffnung doch noch einmal eine Chance gibt? Ihre Erinnerung nicht einfach loslassen kann? Diese ganz besondere Beziehung nicht einfach für beendet erklären will?

Und so klagt Maria den Engeln (von denen sie vermutlich gar nicht ahnte, wer sie waren) ihr Leid und schüttet ihnen ihr Herz aus: Von der Trauer um ihren Lehrer, von dem Schmerz ihm nun nicht mehr nahe sein zu können, von der Angst, nichts mehr zu haben, wo sie mit ihrer Erinnerung hingehen könnte, wenigstens das.

Dann dreht sie sich um und geht, will gehen, weil es nun wohl tatsächlich nichts mehr zu sagen und nichts mehr zu tun gibt. Aber im Umdrehen sieht sie da plötzlich noch jemanden stehen und kann sich nichts anderes vorstellen, als dass das wohl der Gärtner, der Aufseher sein wird, und in einem letzten Aufflackern der Hoffnung nimmt sie an, dass dieser ihr vielleicht doch noch erklären könnte, was da passiert ist: „Herr, hast du ihn weggetragen?“, fragt sie die Gestalt, denn das wäre ja immerhin denkbar gewesen, das wäre doch wenigstens eine Erklärung, ein kleiner Hoffnungsschimmer.

Der vermeintliche Gärtner aber – und anders kann ich es mir gar nicht vorstellen – schmunzelt, halb verständnisvoll, halb amüsiert, dass ausgerechnet sie, ausgerechnet Maria, eine seiner treuesten Gefährtinnen, ihn nicht erkennt – der Gärtner, von dem wir ja nun schon wissen, dass es Jesus ist, er spricht nur ein Wort zu ihr, nennt nur ihren Namen: Maria. Und da, da erst erkennt sie ihn. An seiner Stimme, an der Art, wie er ihren Namen sagte, an der Tatsache, dass er sie kannte? Wie auch immer: Erst im Angesprochenwerden begreift Maria, was sich hier tatsächlich zugetragen hat: Er ist nicht mehr tot, er lebt und steht wahrhaftig und leibhaftig vor ihr! Er, ihr Lehrer und Meister, der ‚Rabbuni‘, wie sie ihn mit Ehr-

furcht nennt, so wie sie ihn früher schon immer genannt hatte: Mein Lehrer, unser Lehrer, der uns so viel über Gott gelehrt hat und über seinen Willen und über das kommende Reich.

Und natürlich will sie ihn anfassen, will ihn berühren – nicht so sehr, um sich zu überzeugen, dass er es auch wirklich ist, sondern weil wir doch gar nicht anders können, als die Menschen, die uns am Herzen liegen, auch an unserer Haut zu spüren. Wisst ihr, dass Kinder verkümmern, wenn man sie nicht anfasst? Man kann ihnen zu essen geben, mit ihnen reden, sie ordentlich erziehen, aber wenn wir sie nicht anfassen, unsere Kinder, dann bleiben sie gestörte, verkümmerte Wesen. Und das gilt natürlich auch weit über die Kindheit hinaus. Was also näherliegend, als auch ihn noch einmal, wieder anzufassen und die Beziehung erneuern, sich seiner Gegenwart, seiner Lebendigkeit vergewissern! Wer wollte es ihr verdenken, der Maria aus Magdala? Dass man aus dieser und ähnlichen Szenen eine ganz besondere Beziehung, gar eine Liebesgeschichte zwischen Maria und Jesus konstruieren wollte – geschenkt. Das dürfte alles Quatsch sein. Aber ganz und gar kein Quatsch ist das unbändige Bedürfnis der Maria, ihren Herrn und Meister auch ganz sicher und spürbar wieder bei sich zu haben. Dahinter steckt keine spezielle Romanze, sondern tiefe, ehrliche und spontane Menschlichkeit.

Nur dass Jesus nun doch einen Schritt zurück macht und sie bittet: Rühr mich nicht an! Die Erklärung allerdings verwundert etwas: Denn ich bin noch nicht zu meinem Vater aufgefahren. Na ja, möchte man sagen, eben drum, später geht es ja erst recht nicht mehr. Aber das scheint mir nicht der Punkt zu sein. Die Worte Jesu ‚rühr mich nicht an‘ müsste man nämlich eigentlich etwas anders übersetzen, nämlich: ‚Halt mich nicht fest!‘ Schon allein deswegen, weil Jesus es kurz darauf dem ungläubigen Thomas ja durchaus erlaubt, ihn anzufassen. Es geht also um etwas anderes: Halt mich nicht fest, sagt Jesus, und rückt somit die Wiedersehensfreude der Maria in eine andere Perspektive: Wir machen jetzt nicht einfach da weiter, wo wir durch Karfreitag unterbrochen worden sind. Das ist jetzt nicht einfach die Fortsetzung der bisherigen Geschichte, das ist jetzt etwas völlig neues und anderes! Ab jetzt geht es nicht mehr auf Jerusalem zu, sondern von dort aus in die Welt. Ab jetzt gehen wir nicht mehr auf Tod und Grab zu, sondern haben die Auferstehung hinter uns, im Rücken.

Ein bisschen schroff, könnte man meinen, hätte der Herr ihr nicht wenigstens ein bisschen Wiedersehensfreude gönnen können? Nun, Johannes hat das wohl alles, all diese Erfahrungen des Ostermorgens, ein wenig komprimiert. Es kann ja gut sein, dass Jesus und Maria noch ein wenig mehr Zeit hatten zum Gespräch, sie hat das alles vermutlich nicht im Handumdrehen begriffen. Aber als sie es begriffen hatte, war ihr auch klar geworden: Es geht nun weiter, aber eben anders als zuvor. Das ist jetzt nicht die Nachspielzeit, das ist nicht einfach die Verlängerung der Zeit mit dem Wanderprediger aus Galiläa. Das ist jetzt ein völliger Neuanfang, mit dem Auferstandenen nun nicht mehr als Weggefährten, sondern als verherrlichtem Herrn, zu dem wir hin unterwegs sind. Und so lautet der Auftrag an Maria nun auch, gleich wieder zu den Jüngern zu gehen, damit die nicht in ihrer Trübsal bleiben und die Kisten mit ihren Erinnerungen womöglich schon weggepackt haben. Sie sollen es von ihr, der Frau hören und ihr, der Jüngerin, glauben: Der Herr lebt, er ist wahrhaftig auferstanden. Und der Weg geht weiter. Anders als zuvor, nun in einer Gemeinschaft, die weit über die Nachfolge eines Wanderpredigers hinausgeht.

Wunderbar deutlich wird das an der Formulierung, mit der der Auferstandene sich und die Jünger (und zwar die Jünger und Nachfolgerinnen aller Zeiten!) zusammenschließt: „Ich gehe zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott.“ Es ist dies die einzige Stelle in den Evangelien, an der Jesus das ausdrücklich so formuliert: Mein Vater und euer Vater. Bisher hieß es immer entweder: ‚mein Vater‘ (wenn es um die besondere Beziehung Jesu zu Gott ging), oder eben: ‚euer Vater‘, wenn Jesus sie lehrte, Gott ebenso vertrauensvoll anzusehen, wie er es tat. Erst jetzt und hier, mit der Auferstehung im Rücken, also in dem Moment, wo der Unterschied zwischen Jesus und seinen Jüngern eigentlich gar nicht größer sein könnte, gerade hier schließt und fasst er sie alle und mit ihnen auch uns zusammen: Mein Vater und unser Vater, mein Gott und unser Gott!

Und darin liegt der eigentlich, der ungeahnte, der unglaubliche Trost: Dass das, was am Ostermorgen geschah, die Auferweckung des Gekreuzigten, nicht nur so ein Vater-Sohn-Geschichte war, zwischen Gott und einem, den er nun besonders gern hatte. Sondern dass derselbe Gott, der Jesus von Toten auferstehen ließ, auch unser

Gott und Vater ist und darum auch unsere Auferstehung verheißt, bekräftigt und garantiert!

Mögen wir also auch weiterhin unsere Gräber schmücken und unseren Verstorbenen ein ehrendes Andenken bewahren. Das ist völlig in Ordnung. Aber vergessen wir nicht, wenn wir wieder einmal am offenen oder längst schon verwitterten Grab stehen: Wir kommen von der Auferstehung dessen her, dessen Gott auch unser Gott ist, und wir gehen auf den Auferstandenen zu, dessen Vater auch unser Vater ist. Und der uns mit unserem Namen anspricht, so wie er Maria Magdalena im Zwielflicht des Ostermorgens ansprach, auf dass wir ihn erkennen, weil wir von ihm erkannt sind.

„Und der Friede Gottes, der höher ist als alle unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.“